

# **ANGST VOR SCHWARZEM BEWUSSTSEIN**

---

**LEWIS R. GORDON**

**CLAASSEN**

Lewis R. Gordon

*Angst vor Schwarzem Bewusstsein*



**LEWIS R. GORDON**

**ANGST VOR  
SCHWARZEM  
BEWUSSTSEIN**

Aus dem Englischen von Dominique Haensell  
und Anna Jäger

**claassen**



#### Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)

Die Originalausgabe erschien 2022  
unter dem Titel *Fear of Black Consciousness*  
bei Farrar, Straus and Giroux, New York,  
einem Imprint der Macmillan Publishing Group.



claassen ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

ISBN: 978-3-546-10058-8

© 2022 by Lewis R. Gordon,  
im Verlag Farrar, Straus and Giroux, New York  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten  
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH



*Für Hank Aaron, Colin Abel, Samir Amin, Hugh Becca,  
Chadwick Boseman, Ray Bottass, Kamau Brathwaite,  
Sarah (Waterloo) Broadie, James Cone, Elijah Cummings,  
Anani Dzidzienyo, Ruth Bader Ginsburg, Sheila Grant,  
Kwame Gyekye, Wilson Harris, F. Abiola Irele,  
Colin Krikler, Shirley Levy, Alanna Lockwood,  
María Lugones, Joseph Margolis, John Mascolo,  
Jill Mehler, Denise Dawn Elaine Mitchell,  
Minoweh Ikidowin (aka Donna Edmonds Mitchell),  
Milton Mitchell, Aubrey Maitshwe Mokoape,  
Richard Wayne Penniman (aka Little Richard),  
Ghjuvan'Teramu Rocchi, Emile Michael Solomon,  
Lorenzo («Uncle Sonny») Solomon, Walter South,  
und Wamba dia Wamba,  
die, während ich an diesem Buch arbeitete,  
zu den Ahnen zurückgekehrt sind.*



# Inhalt

Anmerkung der Übersetzerinnen  
zur deutschen Ausgabe 9

Prolog 13

Einleitung: Um Atem ringen 23

## TEIL I GEFESSELT

1. Gefürchtet 45

2. Zu Schwarzen gemacht 66

3. Vom Ausgelöschtwerden oder  
»Ich nehme keine Hautfarben wahr« 88

## TEIL II RASSIFIZIERUNG UND RASSISMUS

4. Wie »Rassen« gemacht wurden 115

5. Rassismus intersektional 135

6. Privileg, Luxus, Lizenz 157

7. Trans, aber nicht Transzendiert 173



TEIL III  
POLITISCHE REALITÄTEN

- 8. Fünf Arten der Unsichtbarkeit 193
- 9. Schwarzes Bewusstsein ist politisch 221
- 10. Schwarzes Bewusstsein in Wakanda 250

TEIL IV  
SCHWARZ UND  
(NIEDER-)GESCHLAGEN

- 11. Blue 291
- 12. Geschätzt werden 326

Danksagung 344  
Anmerkungen 346



## **Anmerkung der Übersetzerinnen zur deutschen Ausgabe**

Die Übersetzung der hier vorliegenden Überlegungen ist vom Wunsch und der Notwendigkeit geleitet, jenseits der sprachlichen Übersetzung auch eine Übersetzung von überwiegend nordamerikanischen politisch-wissenschaftlichen Diskursen in die jeweiligen deutschen zu leisten. In unserer Praxis sind wir maßgeblich davon geleitet, Gewaltausübung und Verletzungen in und durch Sprache nicht zu reproduzieren.

In Absprache mit dem Autor einigten wir uns auf die Verwendung von Rassifizierung/rassifiziert zur Übersetzung des so schwer greifbaren Konzepts *race*, also »Rasse« als soziale Praxis. Das vom lateinischen *facere* (machen) abgeleitete Suffix -fizierung betont die Künstlichkeit oder Gemachtheit des Konzepts, was im Widerspruch zu einer vermeintlich biologischen »Natürlichkeit« oder Essenz steht. Ähnliche Wortstrukturen legen auch eine gewisse äußere Unvermeidlichkeit, einen aufoktroierten Zustand, oder eine Fremdbestimmung nahe. Rassifizierung lenkt also den Blick auf Konstruiertheit und Prozesshaftigkeit, aber auch auf die Machtverhältnisse, in denen Menschen gegen ihren Willen rassifiziert werden. Wo *race* Figurenrede markiert und die unreflektierte Vorstellung von vermeintlich bio-



logischer Realität beschreibt, verwenden wir in der Übersetzung »Rasse« in Anführungszeichen.

In Analogie zur Identifizierung, die ebenso wechselseitig stattfindet, schwingt im Begriff »Rassifizierung« auch ein aktives Element mit. Diese Art der Identifizierung, als Schwarz, Indigen, oder of Color, kann einerseits im Sinne der kulturellen Zugehörigkeit verstanden werden, ist aber vor allem auch strategisch, machtanalytisch, aktiv und widerständig – kurz: politisch. Dem Nachvollziehen dieses Wandels von einem schwarzen hin zu einem Schwarzen Bewusstsein sind weite Teile dieses Buches gewidmet, daraus erklärt sich die wechselnde Schreibweise schwarz/Schwarz.

Indigen schreiben wir dem Original entsprechend mit großem I und folgen damit der Selbstbezeichnung, die auch auf die Vielfalt hinter diesem Sammelbegriff hinweisen soll. Zitate mit Selbstbezeichnungen wie beispielsweise das in bestimmten Teilen und Phasen des Indigenen Aktivismus angeeignete »*Indian*« wurden dementsprechend übersetzt. In einigen Passagen wird der in den USA gleichermaßen problematisierte wie politisch angeeignete Begriff »rot« verwendet. Wir setzen ihn vor dem Hintergrund der in Deutschland weitestgehend unbekannten Begriffsgeschichte in Anführungszeichen.

Die im Original ausgeschriebenen Versionen des N-Wortes, geben wir dem Autor folgend in der englischen Form ausgeschrieben und mit Anführungszeichen wieder. Von einer Übersetzung zum deutschen N-Wort sehen wir aufgrund der verschiedenen Begriffsgeschichten entschieden ab.

Abgesehen von wenigen Stellen, deren Kontext eine Spezifizierung erfordert, gendern wir mit Doppelpunkt zur



Sichtbarmachung und Inklusion von nicht-binären, divers-geschlechtlichen Personen.

Berlin, im August 2022

*Dominique Haensell und Anna Jäger*





## Prolog

*Nach innen schauen  
Im Angesicht von Einschränkungen  
Zuweilen am Sehen scheitern*

*Der Blick nach innen  
Wächst – vertieft sich  
Implodiert*

*Nach innen zu sinken,  
Ist der schwerste Abstieg,  
Sagt uns die Physik*

*Da kannst du jedes schwarze Loch fragen  
– natürlich nur, aus der Ferne*

– GEDICHT DES AUTORS

Ich wurde nicht mit einem schwarzen Bewusstsein geboren. Ich bezweifle, dass das auf irgendwen zutrifft. Das Gleiche gilt für jedes andere rassifizierte Bewusstsein. Wir könnten eine lange Liste an Identitäten aufzählen, ohne die wir geboren werden. Doch irgendwann erlernen wir sie, und manchmal werden wir auch in sie hineingezwungen.



1962 wurde ich, nur wenige Monate vor der amtlichen Unabhängigkeit von Großbritannien, in dem Inselstaat Jamaika geboren. Das bedeutete, dass ich das Privileg hatte, eine Kindheit mit Premierministern zu erleben, die alle schwarz oder zumindest of Color waren. Dabei hatten wir Kinder keinerlei Anlass, sie auf diese Weise wahrzunehmen. Sie waren einfach nur die oberste Führung unseres Landes. Die auf unserer Währung abgedruckten Personen sahen ebenso aus, und es war nicht ungewöhnlich, dass wir einen Zahnarzt, eine Anwältin oder einen Lehrer trafen, die wie die meisten von uns aussahen. Das Gleiche traf auf Journalisten und Künstlerinnen zu, ebenso wie auf Musikproduzenten. Und obwohl wir durchaus sehr hellhäutige Menschen an den Stränden oder an touristischen Sehenswürdigkeiten sahen, verkörperten sie keine inneren Grenzen für uns. Immerhin waren »wir« in allen gesellschaftlichen Bereichen vertreten. Von der Elite über die Arbeiter:innenklasse bis hin zu den Leuten aus den Bergen oder vom Land – sie alle waren »wir«. Wir waren Jamaika. Diese selbstverständliche Form der Zugehörigkeit ist eine, die viele schwarze Menschen, die in Ländern mit mehrheitlich weißer Bevölkerung leben, nicht erfahren. Wenn ich morgens aufwachte, verfolgte ich nicht das Ziel, das Land meiner Geburt zu verlassen. Aus meiner Sicht ging es im Leben darum, Teil einer Welt zu sein, die allen, die ich kannte, vorausging und noch lange nach uns existieren würde. Wir waren, mit anderen Worten, ganz gewöhnlich.

Alle Bilder, die ich in meiner Kindheit von Autorität, Schönheit und Liebe hatte, stammten von Menschen, die im nordamerikanischen und europäischen Kontext die Grenzen zwischen rassifizierten Gruppen überschritten. Das eindrucklichste Bild von Autorität in meiner Familie



war Uriah Ewan, mein Urgroßvater mütterlicherseits, den wir schlicht »Großvater« nannten. Großvater war ein über zwei Meter großer, panamaisch-liberianischer Mann in seinen Neunzigern mit dunklem Hautton. Da er den Kampf gegen das Glaukom verloren hatte, war er außerdem blind. Seine Worte waren voller Weisheit, und seine Berührungen – er musste uns mit den Fingern ertasten oder mit seinen großen Händen festhalten, um uns zu »sehen« – waren stets liebevoll und zärtlich. Andere Bilder von Autorität waren für mich meine Urgroßmutter mütterlicherseits, Beatrice Norton Ewan (»Granny Bea«), eine Jüdin irischer, schottischer und tamilischer Abstammung, meine Großmutter väterlicherseits, Gertrude Stoddart, Chinesin und Schottin, sowie meine vielen Tanten, alle ebenfalls mit unterschiedlichen Abstammungen. Das wichtigste Abbild von Schönheit war für mich meine Mutter – Yvonne Patricia Solomon, eine Frau mit dunkler Haut, die auf beiden Seiten von einer jüdischen Familie abstammte, da sich ihre mütterliche irisch-jüdische Verwandtschaft mit der palästinensisch-jüdischen väterlicherseits traf. Familie bedeutete für mich, farbenfroh zu sein. Das ist noch immer so.

Das soll nicht heißen, dass ich mir der jamaikanischen Hautfarben-Aristokratie nicht bewusst war. Da die Insel nur wenige Monate nach meiner Geburt unabhängig geworden war, blieben Spuren des britischen Kolonialismus zurück. Menschen mit einem helleren Hautton wurden als »schön«, »anständig« und »klug« bezeichnet. Dunkelhäutige Menschen wurden oft als »hässlich«, »unanständig«, »dumm« und sogar als »renk« (ein Patois-Ausdruck für stinkend) bezeichnet. Dies war mit vielen Widersprüchen verbunden, da meine dunkelhäutige Mutter überall, wo sie auftauchte, Komplimente für ihre Schönheit und ihre



Intelligenz erhielt. Auch Großvater genoss bei uns hohes Ansehen, und fast jede meiner tatsächlichen Begegnungen mit Schönheit, Liebenswürdigkeit und Weisheit betraf meine Verwandten und Freund:innen mit dunklem Teint. Dennoch war es klar, dass die jamaikanische Gesellschaft hellhäutige Menschen bevorzugte. Die überwältigende Mehrheit der nicht-weißen ausgebildeten Berufstätigen war höchstens von einem Branton oder heller. Obwohl ein Großteil der jamaikanischen Gesellschaft auf der Seite der Menschen mit hellerem Teint stand, fiel mir immer wieder auf, dass blasse Menschen nie zufrieden waren. Es gab immer etwas, das sie störte.

Ein Vorfall, bei dem dunkle Hautfarbe eine Rolle spielte, stach für mich besonders hervor. In der Grundschule, die ich mit sechs Jahren besuchte, gab es einen Jungen mit dunklem Teint. Einige ältere Kinder hänselten ihn unentwegt und nannten ihn »Paul Bogle«. Das schöne Gesicht des echten Bogle ist auf dem jamaikanischen Zwei-Dollar-Schein zu sehen. Bogle ist einer der Nationalhelden des Landes. Er wurde gehängt, weil er gegen die Briten rebellierte. Stellen Sie sich vor, ein Kind in den Vereinigten Staaten würde gehänselt, weil es Nathan Hale ähnelt, der bekanntlich bedauerte, nur ein Leben für sein Land geben zu können. Der kleine Junge hätte stolz darauf sein sollen, wie Bogle auszusehen, und die anderen hätten seine Ähnlichkeit bewundern müssen. Doch sie hänselten ihn, weil das dominierende Merkmal von Bogle für sie, genauso wie das des Jungen, der dunkle Ton seiner Haut war. Trotz dieser Beschimpfungen vertrat niemand, auch nicht seine Peiniger:innen, den Standpunkt, dass der Junge kein Jamaikaner sei oder gar einer anderen »Rasse« angehöre.

1971 verließ ich Jamaika mit der Hilfe von zwei Tanten,



um wieder bei meiner Mutter zu sein, die meinen Stiefvater verlassen hatte und mit nur fünf US-Dollar nach New York City ausgewandert war. Ihre Biografie sowie die Erfahrungen ihrer drei Söhne sind mittlerweile allgemein bekannt, da die Geschichten von Migrant:innen ohne Aufenthaltserlaubnis und notleidenden Flüchtenden heute weltweit verbreitet sind. Meine Begeisterung für eine Stadt in dem Land, das oft in Filmen zu sehen ist, wurde schnell durch die Realität des Drecks, der Härte und der Gewalt in der Bronx, wo ich zwanzig Jahre lang leben sollte, gedämpft. Dort entwickelte ich ein rassifiziertes schwarzes Bewusstsein.

Meine erste Erfahrung mit schwarzem Bewusstsein machte ich in der Grundschule. Dort saß ich neben einem kleinen weißen Jungen namens Tommy. Ich ging sehr gerne in die Schule. Ich las alles und beantwortete eifrig die Fragen, die uns die Lehrerin stellte. In der zweiten Woche wandte sich Tommy an mich und fragte grinsend: »Na, wie geht's, ›nigger‹?«

So seltsam es auch klingen mag, ich wusste nicht, was das Wort »nigger« bedeutete. Was mich misstrauisch machte, war sein Grinsen. Es war klar, dass er meine Unwissenheit ausnutzte und sie genoss. Als ich ihn fragte, was das Wort bedeutete, lachte er und weigerte sich, es mir zu erklären. Also bat ich während einer Gruppenaufgabe andere Mitschüler und Mitschülerinnen um eine Erklärung. Sie waren aus Puerto Rico mit brauner und dunklerer Haut sowie, wie man heute sagt, Afroamerikaner:innen. Ihr Gesichtsausdruck machte deutlich, dass etwas nicht stimmte. Es fiel ihnen schwer, es zu erklären, bis einer schließlich sagte: »Das ist ein übles Schimpfwort für schwarze Menschen. Es bedeutet, schmutzig, dumm – schwarz – zu sein.«

Ich ging an meinen Platz zurück.



Tommy grinste. »Na, weißt du's jetzt, ›nigger‹?«

Ich packte ihn an der Kehle, schleuderte ihn zu Boden und trat ihm ins Gesicht. Die Lehrerin riss mich von ihm los.

Später sprach meine Lehrerin – eine große, blonde italienische Frau, die aussah, als stamme sie aus der Fernsehserie *Mod Squad* aus den späten 1960er-Jahren – im Büro des Direktors mit mir. Sie sagte: »Du scheinst so ein netter Junge zu sein. Das hätte ich nicht von dir erwartet.«

Ich sagte nichts.

Sie seufzte. »Bisher warst du immer so nett. Und klug. Das hätte ich wirklich nicht erwartet.«

»Warum sprechen Sie nicht mit Tommy darüber, was Sie von ihm erwarten?«, fragte ich sie.

Als wir uns nach Schulschluss alle auf den Heimweg machten, sah ich Tommy. Er war mit einer Gruppe weißer Jungen unterwegs. Er zeigte auf mich. Als sie mit geballten Fäusten auf mich zukamen, brach ich durch sie hindurch und stieß Tommy zu Boden. Als sich seine Freunde auf mich stürzten, stieß ich sie zur Seite. Tommy riss sich los und rannte davon, und ich rannte ihm hinterher. Seine Freunde standen wie erstarrt da, angesichts dessen, was für sie offenbar undenkbar war. Ich sollte bald lernen, dass der Anblick eines weißen Jungen, der vor einem schwarzen Jungen wegläuft, in diesem Teil der Bronx – und auch sonst überall in den Vereinigten Staaten – selten war. Unsere Schule lag mitten zwischen dem italienischen Viertel auf der einen und dem schwarzen und puerto-ricanischen Viertel auf der anderen Seite. Nach der Schule ging jede Gruppe getrennte Wege. Ich hatte noch nicht begriffen, dass die italienischen, irischen und europäisch-jüdischen Kinder weiß waren. Sie ähnelten einigen meiner Verwandten in Jamaika, von denen sich niemand als weiß bezeichnete.



Im Laufe der Jahre habe ich viele Erfahrungen damit gemacht, »nigger« genannt zu werden. Es nicht zu dulden – selbst wenn es bedeutete, weiter beschimpft zu werden –, machte mir klar, dass die Verherrlichung von Gewaltlosigkeit und Toleranz, die ich meine späteren Jugendjahre hindurch zu hören bekam, zutiefst falsch war. Sie ist ein Mittel, um in Schwarzen nichts Geringeres als einen Minderwertigkeitskomplex zu kultivieren. Sich gegen die Erniedrigung von Weißen zu wehren, selbst wenn wir verlieren, ist, offen gesagt, gesund. Tief im Inneren wissen das die meisten Weißen auch. Wäre die Situation andersherum, würden sie genauso handeln. Wenn wir uns gegen Demütigung und Respektlosigkeit wehren, können wir mit uns selbst leben. Ich verbrachte zwei Klassen mit Tommy in der Grundschule. Nach diesem Vorfall sprach weder er noch jemand anderes in der Klasse das Wort »nigger« aus. Hatten sie diese Beleidigung dennoch im Hinterkopf? Höchstwahrscheinlich. Aber ihr Zögern, es uns entgegenzuschleudern, war ein Zeichen für ihre abgeschwächte Macht.

Leider galt dieser Frieden nicht unter den schwarzen und puerto-ricanischen Schüler:innen. Zu viele Kämpfe zeugten von den unzähligen Erniedrigungen unter uns, und in meinem Fall – ich wurde manchmal für einen Puerto Ricaner gehalten – deckten meine Erlebnisse alles ab, darunter Anti-Schwarzsein, Anti-Puerto-Ricanischsein und Anti-fast-alles-andere. In meinem ersten Winter fand ich beispielsweise heraus, dass ich mich warm halten konnte, indem ich meine Tasche vor den Oberkörper hielt. Als ich so die Straße entlangging, rannte ein Junge auf mich zu und rief: »Schaut euch die Schwuchtel an, die ihre Bücher wie ein Mädchen trägt!«

Doch trotz all dieser Konflikte wurden viele Kinder –



weiße und Kinder of Color – in diesen Klassen zu Freund:innen, oder gingen zumindest freundlich miteinander um. Wie es bei Freundschaften üblich ist, besuchten schwarze Kinder die Wohnungen der anderen. Keine unserer Familien besaß ein Haus. Ein italienischer Junge namens Johnny und ich wurden Freunde, und oft gingen wir durch das italienische Viertel in der Nähe der Arthur Avenue, wo die berühmte Szene aus dem Film *Der Pate* spielt, in der Michael Corleone den korrupten irischen Polizisten und den türkischen Bandenrivalen erschießt. Wenn ich es mir recht überlege, ähnelte Johnny sogar Al Pacino, dem Schauspieler, der Michael Corleone spielte. Es war alles in Ordnung, bis wir merkten, dass es keine gute Idee war, zu ihm nach Hause zu gehen. Er war zwar ein wunderbarer Mensch, aber seine Familie war ganz anders. Das war das Ende unserer Freundschaft.

In den folgenden Jahren musste ich alles Mögliche erleben: Ich wurde bespuckt und von Weißen mit Baseballschlägern angegriffen, ich musste mit ansehen, wie Blut über die Bürgersteige floss, als Weiße in meiner Schule schwarze Schüler:innen angriffen, und natürlich die ganze Litanei von Maßnahmen, mit denen weiße Kinder gefördert und Kinder of Color ausgeschlossen wurden – und auch heute noch werden. Drei Jahrzehnte später wussten schwarze Menschen sehr wohl, was Präsident George W. Bushs *No Child Left Behind*-Politik bedeutete: Kein *weißes* Kind wird zurückgelassen.

Während ich diesen Prolog verfasste, wurden Menschen auf der ganzen Welt von einer tödlichen Pandemie heimgesucht, die durch die Inkompetenz und das Fehlverhalten der Regierungen in einigen Ländern noch verschlimmert wurde. Länder, die sich nach den Zeiten sehnen, in denen



Schwarze, die für sich selbst einstanden, von den nächsten Bäumen baumelten. Doch als zwei weiße Mitglieder einer selbst ernannten Nachbarschaftswehr in Atlanta den Strang durch eine Waffe ersetzten, um diese gegen einen joggenden Schwarzen zu richten, und als das Knie eines Polizeibeamten in Minneapolis neun Minuten und neunundzwanzig Sekunden lang als ebensolche diente, gingen die Menschen im Jahr 2020 auf die Straße, weil sie realisierten, was es bedeutet, »Ich kann nicht atmen!« zu rufen.

Aus der Erfahrung meiner Kindheit, als ich zum schwarzen Bewusstsein kam, weiß ich: Es ist ein böses Erwachen.





## **Einleitung**

### **Um Atem ringen**

Anfang 2020 fuhr ich zur Erledigung einer Angelegenheit nach New York City. Am Tag nach meiner Rückkehr verspürte ich Schmerzen im unteren Rückenbereich, die ich darauf zurückführte, dass ich zu alt für die Hin- und Rückfahrt vom nördlichen Connecticut aus geworden war. Kurz danach bekam ich Schüttelfrost, und einige Tage später stellte sich heraus, dass ich an COVID-19 erkrankt war. Die Krankheit dauerte durch ihre Langzeitfolgen bis zum darauffolgenden Jahr an.

Einige Monate später fragte mich ein Freund, wie es sich anfühlte. Ich erzählte ihm, dass ich mir vorkam, als wäre ich in eine Grube mit bissigen Komodowaranen geworfen worden, und nachdem ich es geschafft hatte, herauszuklettern, rollte ich mich nun auf Glasscherben ab und empfand das als Erleichterung. Auf dem Höhepunkt der Krankheit legte ich meine »Im Falle des Todes-Unterlagen« an. Das hohe Fieber führte zu Halluzinationen, zu denen auch Besuche von verstorbenen Angehörigen zählten. Ich empfand ihre Besuche als tröstlich, obwohl ich spürte, dass mein Unbewusstes am Werk war. Wir führten wunderbare, sogar humorvolle Gespräche über ihr Leben nach dem Tod. Ich erinnerte mich an frühere Träume mit verstorbenen



Verwandten, die bei der Erwähnung ihres Todes jedes Mal verschwanden. Diesmal aber gingen sie nicht. Ich begann mich zu fragen, ob ich bereits meinen letzten Atemzug getan hatte. Glücklicherweise hatte ich mich geirrt. Meine Zeit war noch nicht gekommen.

Ich weigerte mich, ins Krankenhaus zu gehen. Nachdem ich gesehen hatte, wie Schwarze in der Notaufnahme behandelt werden, kam ich zu dem Schluss: Schwarze Menschen gehen hinein, aber die meisten von uns kommen nicht wieder heraus – zumindest nicht lebend. Die schreckliche Statistik der Todesopfer dieser Krankheit bestätigte meinen Eindruck. Selbst wenn Schwarze den gleichen Zugang haben, bedeutet das nicht, dass es keinen Rassismus bei unserer medizinischen Versorgung gibt. Ich habe mit anderen schwarzen und südasiatischen Männern gesprochen, die Krankenhäuser mieden, als sie erkrankt waren. Sie behaupteten, sie seien noch am Leben, weil sie sich zu Hause selbst gepflegt hätten. Ich sehe jedoch ein, dass es nicht ratsam wäre, lebensrettende Impfstoffe und fürsorgliches medizinisches Fachpersonal zu meiden.

Ich habe Freund:innen, Studierende und Verwandte verloren, und ich stehe in Kontakt mit vielen, die während der Pandemie Angehörige verloren haben. Die Hinterbliebenen kämpfen damit, dass sie weder in den letzten Momenten noch bei der Beerdigung oder Einäscherung bei ihren Lieben sein konnten. Eine gute Freundin in Paris trauert immer noch darüber, dass ein geliebter Mensch allein gestorben ist, weil niemand ihn im Krankenhaus besuchen durfte. Sie und seine Verwandten durften nur draußen in einiger Entfernung vor dem Krematorium stehen. Als orthodoxe Jüdin, die die Schoah überlebt hat, durchlitt sie ein mehrfaches Trauma, als sie sah, wie der



Rauch in die Luft stieg und sein Leichnam zu Asche wurde.

Ich denke oft an das, was meine Großmutter mütterlicherseits seit ihren späten Achtzigern zu sagen pflegte, wenn ich mit ihr telefonierte. »Wie geht es dir, junge Dame?«, fragte ich sie.

Ihre Antwort: »Ich bin noch da.«

Nicht alle von uns verstehen, was es bedeutet, diese Worte sagen zu können. Einige, denen es allmählich besser ging, stürzten sich nach dem anfänglichen Sauerstoffrausch leichtsinnig wieder in die Welt, ohne zu verstehen, dass das Gefühl der Besserung nicht gleichbedeutend mit ihrer Heilung ist. Die Schädigung innerer Organe macht es gefährlich, sofort wieder in die Welt hinauszurennen. Viele von ihnen berichten, sich »wieder angesteckt« zu haben, dabei erlitten sie höchstwahrscheinlich einen Rückfall oder haben sich einfach selbst geschwächt, indem sie die Anstrengungen ihres Körpers zur inneren Heilung unterbrochen haben.

Ich bin immer noch da. Die Geschichte wartet nie auf einen. Es gibt noch so viel zu tun. Mit Demut – denn es gibt so Vieles, das größer ist als wir – machen einige von uns weiter. Weil wir am Leben sind, haben wir weiterhin die Möglichkeit und, wie es im Judentum heißt, die Mitzwa, zu leben.

Die COVID-19-Pandemie traf inmitten anderer gegenwärtiger Pandemien ein. Dazu gehören anti-schwarzer Rassismus, Raubtierkapitalismus, verkappter Kolonialismus, Neofaschismus und eine entmenschlichende Sozialpolitik der strukturierten Ungleichheit. Dieses Buch wurde während der Überlappung dieser Pandemien geschrieben – den laufenden anti-demokratischen Bemühungen, unter



dem Deckmantel von »liberaler Demokratie« die globale Entmachtung aller außer einer kleinen Gruppe von Eliten zu bewirken. Ein Name dafür ist Neoliberalismus, dessen Mantra »Privatisierung« lautet. Unter dieser Überschrift werden abstrakte und moralistische Vorstellungen vom »Individuum« gepriesen, als wäre jeder Mensch ein individueller Gott und könnte die Bedingungen der eigenen Bedürfnisse selbst bestimmen. Da wir Menschen für unser Überleben aufeinander angewiesen sind, macht die aus der Privatisierung resultierende Isolation die meisten von uns verwundbar, da Zugang und institutionelle Unterstützung von der Mehrheit der Menschen in die Hände einiger weniger globaler Eliten übergehen. Ein solcher Rückgang an Sozialleistungen verstärkt die Verwundbarkeit weiter. Diese prekäre Situation führt unweigerlich zu einer Legitimationskrise, wie sie im Frühling 2020 in Nordamerika zu beobachten war. Die Versprechungen privatisierter Regelungen, die im Endeffekt »allen« zugutekommen, sind eindeutig falsch; was folgt, ist eine Suche nach den Ursachen der Misere, die von der Pandemie bis zum Anstieg der Arbeitslosigkeit reicht. Die neoliberale Antwort in Form von mehr Privatisierung, mehr Kapitalismus und mehr Deregulierung ist mindestens rätselhaft.

Eine andere Antwort bietet der Neokonservatismus. Die neokonservative Antwort auf die Krisen des Neoliberalismus ist der Blick zurück statt nach vorn. Das Vorwärtsdenken tendiert zu Konzepten vom »Sozialen«, wie beispielsweise im demokratischen Sozialismus oder in Sozialdemokratien. Demokratischer Sozialismus meint die demokratische Verwaltung einer sozialistischen Gesellschaft. Bei der Sozialdemokratie geht es um demokratische Mittel zur Verwirklichung des Sozialismus, was irgendwo



zwischen Kapitalismus und Sozialismus angesiedelt ist. Indem sie alles ablehnen, was das Wort »sozial« enthält, konzentrieren sich Neokonservative auf das »Liberale« in der liberalen Demokratie. Würden wir das streichen, dann müssten wir untersuchen, was übrig bleiben soll. Wenn am Ende die »Demokratie« an sich bleibt, stellt sich die Frage: Was für eine?

Für die Neokonservativen hängt das, was zu tun ist, von der Ursachendiagnose der Krisen ab, und als solche gelten ihnen Unordnung und die *internationale* Reichweite des Globalen. Sie sehen die Lösung im Rückzug in eine geordnete und kontrollierte Gesellschaft. Das bedeutet, dass die Institutionen von Recht und Ordnung gestärkt werden müssen, wobei letztere die Quelle der Legitimität ist. Die Konzentration auf Ordnung erfordert die Beseitigung von Quellen der Unordnung, die die Neokonservativen als Dissens und Abweichung betrachten. Demzufolge müssen Gruppen und Ideen, die sie als ordnungsstörend erachten, eingedämmt und eliminiert werden. Zu diesen Gruppen zählen ausnahmslos Außenseiter:innen und diejenigen, die sie als unerwünschte Ausländer:innen betrachten. Die Entwicklung zur Fremdenfeindlichkeit geht einher mit Rassismus, Misogynie, Homophobie und dem Hass auf all jene, die als Außenseiter:innen betrachtet werden. Diese reaktionäre Wende verwirft die Idee, Länder wie Brasilien, Indien, das Vereinigte Königreich und die Vereinigten Staaten als kosmopolitisch zu betrachten, und ersetzt sie durch einen Nationalismus, der sich unter dem Deckmantel der »Tradition« auf sorgfältig ausgelesene Werte aus der Vergangenheit eines jeden Landes beruft. Da sie auf der Ablehnung von Unterschieden beruhen, verfolgen diese Bewegungen Vorstellungen von Reinheit. Die Suche nach der



»reinen« Nation, die zwangsläufig rassistisch ist, bedeutet auch, dass sich der Neokonservatismus im Gegensatz zum Neoliberalismus auf Gruppen konzentriert. Die Suche nach der reinen Nation in einem Land wie den Vereinigten Staaten bedeutet, »weiß« zu sein – genauer: weiß, angelsächsisch, protestantisch –, und verleiht, wie die Welt 2016 an Donald Trumps Präsidentschaftswahlkampf und seiner anschließenden Präsidentschaft gesehen hat, dieser weiß dominierten Vergangenheit das begehrte Adjektiv »groß«. Dafür waren einige bereit, im Januar 2021 das US-Kapitol zu stürmen, nachdem der Kongress Trumps Niederlage im November 2020 und den Sieg seines Nachfolgers Joseph Biden bestätigt hatte.

Trotz ihrer gemeinsamen Agenda einer radikalisierten Privatisierung von Macht sind die globalen Wirtschaftseliten zwischen den Neoliberalen und den Neokonservativen gespalten. Der sie verbindende Reichtum bedeutet jedoch, dass sie beide in die globale Verbreitung ihrer Ziele investieren können. Der neokonservative Flügel tut dies, indem er in Autoritarismus und die Aushöhlung staatlicher Leistungen investiert. Dies radikalisiert Ungleichheiten überall dort, wo sie auftreten. Die zunehmenden Krisen, die sie erzeugen, führen zu weiterer Verwirrung, und wie im neoliberalen Verlangen nach mehr Privatisierung und Kapitalismus fordert der neokonservative Flügel eine *weitreichendere Beseitigung von Unterschieden sowie von Leistungen, die diese wahren*. Konservatismus und Neokonservatismus führen in radikalisierten Form unweigerlich zum Faschismus; allerdings gibt diese Form des Extremismus das heute nicht mehr zu. Die derzeitigen Anhänger:innen bevorzugen Begriffe wie »Alt-Right« und »weißer Nationalismus« oder, wie in Indien, »Hindu-Nationalismus« oder »Brahmanis-



mus«. An den Schauplätzen der Macht bedienen sie sich all der altbekannten Mechanismen des Faschismus: Fehlinformation und Desinformation, Militarisierung und Gewaltanwendung zur Aushöhlung des öffentlichen Raums, rassistische Sündenbocktaktiken, Aufwertung von Männlichkeit und die permanente Aufrechterhaltung von Ungewissheit, um die Notwendigkeit von Sicherheit durch Militarisierung und Polizeipräsenz zu legitimieren.

Der Rassismus des Neoliberalismus zeigt sich im mit ihm einhergehenden Neokonservatismus und Faschismus. Auf den ersten Blick erscheint der neoliberale Rassismus nicht rassistisch. Schließlich behaupten Neoliberale, die Freiheiten und Rechte von Bürgerinnen und Bürgern zu verteidigen, und es gibt durchaus neoliberale Politiker:innen of Color. Das Problem ist, dass sie diese Rechte nur *Individuen* zusprechen. Für Menschen, die Opfer von rassistischer Diskriminierung sind, ist das wenig hilfreich. Keine schwarze oder Indigene Person wird *als Individuum* diskriminiert. Anti-schwarzer Rassismus richtet sich gegen *Schwarze*. Anti-Indigener Rassismus richtet sich gegen *Indigene Gruppen*. Der Neoliberalismus nährt also den Rassismus, indem er die Bedingungen für seine Bekämpfung untergräbt. Er ist, kurz gesagt, skrupellos.

Neokonservatismus und Faschismus stellen das Individuum nicht über Gruppen. Vielmehr geht es ihnen gerade um Gruppen. Ihr Rassismus ist direkt. Sie halten andere Gruppen für »gefährlich« und nehmen sie ins Visier, um sie zu inhaftieren oder, schlimmer noch, zu eliminieren. Aus diesem Grund versammeln sich sogenannte Milizen, das Militär und die Polizei, um Black-Lives-Matter-Demonstrierende zu bekämpfen, die für die Rechte schwarzer und Indigener Menschen protestieren, stehen aber daneben und



unterstützen zuweilen weiße, rassistische Gruppen, die mit sichtbaren Waffen aufmarschieren und, wie beim Angriff auf das US-Kapitol, Polizeikräfte verletzen und töten, obwohl sie einst »Blue Lives Matter« skandiert haben – also, dass die Leben von Polizeikräften zählen.<sup>1</sup>

Da Neoliberalismus, Neokonservatismus und Faschismus von Personen mit außerordentlichem Wirtschaftskapital gefördert werden, ist ihre Reichweite global, wie man in Ländern von Brasilien über Ungarn bis Indien sehen kann. Und ihre negativen Auswirkungen sind überall dieselben. Sie sind, mit einem Wort, Pandemien.

Die sozialen Dimensionen von Pandemien sind seit der Ankunft von Christoph Kolumbus auf den Bahamas im Jahr 1492 bekannt. Er schleppte mit seiner Besatzung nicht nur biologische Krankheiten aus Europa ein, sondern begründete auch den Kolonialismus der Euromoderne, zu dem auch die Erzeugung von Verwundbarkeiten gehört, durch die diese Seuchen leicht verbreitet werden konnten. Diese Entwicklung – euromoderner Kolonialismus – infizierte die ganze Welt und stellte somit eine soziale Pandemie dar. Sie schuf die Voraussetzungen für prekäre Bedingungen, durch die alle nachfolgenden Pandemien auf fruchtbaren Boden fielen. Ihre Grausamkeit wurde, soweit es die Metropolen oder kolonialen Zentren betraf, unter Quarantäne gestellt. Diejenigen, die unter den Symptomen dieser Pandemie litten – Versklavung, Völkermord, hohe Sterblichkeitsraten, anhaltende Armut, alltägliche Gewalt, seelische Erniedrigung –, erfuhren Unsichtbarkeit als Folge ihres unter Quarantäne stehenden Leidens. Damals wie heute wurden diese Menschen vor denen, die von ihrem Elend profitierten, größtenteils verborgen gehalten. Gelegentlich gab es Momente der Sichtbarkeit, etwa als der Sharpe-Aufstand



in Jamaika (1831–1832) dazu führte, dass die Briten die Versklavung von und den atlantischen Handel mit entführten Menschen verboten. Da das britische Empire zu dieser Zeit weltweit bestand, wurde dies als Verbot der Versklavung auf hoher See interpretiert. Und doch gibt es Versklavung noch immer.<sup>2</sup> Das Gleiche gilt für die anderen sozialen Symptome, durch die die Indigenen Bevölkerungen Nord- und Südamerikas sowie Australiens fast vollständig vernichtet wurden. Als die Nachkommen dieser Gruppen mit der COVID-19-Pandemie konfrontiert wurden, stellten sie das Offensichtliche fest: deren Symptome der Ungerechtigkeit sind nichts Neues.

Schwarze Menschen bekommen zusätzliche Symptome zu spüren. Dort, wo die Versklavung verboten wurde, wurde zugleich in ihre Aufrechterhaltung investiert. Wie W.E.B. Du Bois und viele andere im US-amerikanischen Kontext gezeigt haben, hat der Fokus, den die Polizei auf Schwarze legte, Weiße de facto zu Hilfssheriffs gemacht.<sup>3</sup> Die Einschränkung der Bewegungsfreiheit von Schwarzen führte dazu, dass wir fast überall mit Verbrechen in Verbindung gebracht wurden, was wiederum zu dem bekannten, rassistisch geprägten System der Inhaftierung und dem damit einhergehenden Geschäft – dem industriellen Gefängniskomplex – führte. Diese Logik bestand, und besteht weiterhin, in der Quarantäne von Schwarzen. Zu deren Mechanismen gehörten neben der Inhaftierung auch Lynchjustiz, Existenznot, Segregation von Wohnraum und eine komplexe Propagandakampagne, in der die Degradierung der Schwarzen aufgrund von Fehlinformation und Desinformation in Geschichte und anderen Humanwissenschaften – von der Ökonomie über die Humanbiologie und Psychologie bis hin zur Soziologie und Medizin – mit



der Aufwertung der Weißen einherging. Das bedeutete für alle US-Amerikaner:innen – schwarze wie weiße –, von der Wiege bis zum Grab lernen zu müssen, wie man all dem ausweicht, was die Widersprüche eines Systems aufdeckt, das Schwarze als Problem ansieht und nicht als Menschen, die mit den Problemen zu kämpfen haben, die uns von einer rassistischen, ungerechten Gesellschaft auferlegt wurden.

All das haben schwarze Menschen nicht kampflos hingenommen. Denn wie soll es unter solchen Umständen überhaupt noch möglich sein, Luft zu bekommen? Diese Problematik des Atmens ist eines der Kennzeichen von schwarzem Bewusstsein. Wie sollte es auch anders sein, wenn Lynchjustiz eine der Methoden war, schwarze Menschen zu unterwerfen? Frantz Fanon – der bedeutende Philosoph, Psychiater und Revolutionär von der Karibikinsel Martinique – schrieb so oft von »Atem« und »Atmen«, dass er auch darauf hinweisen musste, wie die kolonialen Bedingungen, die Schwarze in diese Situation gebracht haben, den kolonisierten Menschen in Südostasien dasselbe auferlegten: »Nicht weil die indochinesischen Bevölkerungen ihre eigene Kultur entdeckt haben, lehnten sie sich auf, sondern weil es ihnen in mehr als einer Hinsicht ›ganz einfach‹ unmöglich war, zu atmen.«<sup>4</sup>

Dieses Motiv der Auflehnung gegen die drohende Erstickung setzt sich auch im einundzwanzigsten Jahrhundert fort. Erinnern wir uns an die letzten Worte von Eric Garner, als er sich im Würgegriff des Polizisten Daniel Pantaleo aus Staten Island befand: »Ich kann nicht atmen!« Dies waren auch die letzten Worte von George Floyd in Minneapolis, als der Polizeibeamte Derek Chauvin dessen Hals mit seinem Knie fixierte.

Das kollektive Ringen um Luft, das alle schwarzen Re-



bellionen von der haitianischen Revolution über die anti-kolonialen Kämpfe in Afrika bis hin zu den Aufständen in Nord- und Südamerika kennzeichnet, war für weiße Menschen jenseits der konservativen Logik ihres eigenen Schutzes *vor* solchen Aufständen kaum von Belang. Die Pandemie bietet jedoch ein böses Erwachen hinsichtlich der Perspektive des schwarzen Bewusstseins, das ich im Folgenden einfach als die Sichtweise der Schwarzen bezeichnen möchte. Trotz aller Bemühungen weißer Herrschaft »erkennt« SARS-CoV-2 (das neuartige Coronavirus) weder nationale Grenzen noch rassifizierte oder anderweitige Eingrenzungen. Es reagiert nur auf Einfallstore oder, genauer gesagt, auf »bereits bestehende Vorbedingungen und -erkrankungen«. Die bereits bestehenden Pandemien des Neoliberalismus, Neokonservatismus, Faschismus und des damit einhergehenden Rassismus schufen soziale Schwachstellen, die das Virus in Ländern wie den Vereinigten Staaten, dem Vereinigten Königreich, Indien und Brasilien trotz der ihnen zur Verfügung stehenden technologischen und wirtschaftlichen Ressourcen stärker verbreiteten. Die verheerenden Auswirkungen des Virus zeigen sich am deutlichsten in den Bevölkerungsgruppen, denen diese Gesellschaften ihre Technologien der Entmachtung widmen – den Schwarzen in allen vier Ländern sowie den Indigenen Bevölkerungen in Brasilien, Indien und den Vereinigten Staaten. Es gibt viele weitere Länder mit ähnlichen Auswirkungen, aber der hegemoniale Status der Vereinigten Staaten und des Vereinigten Königreichs, insbesondere als imperiale Länder und Architekten von Neoliberalismus und Neokonservatismus, macht sie zu anschaulichen Beispielen. Brasilien und Indien folgen ihnen in der Übernahme dieser Politik durch ihre nationalen Führungen.



Im Zuge der Pandemie kommt der Quarantäne auch der Effekt der Mystifizierung zu. Neoliberalismus und Neokonservatismus sehen keinen Unterschied zwischen sozialer und physischer Distanz. Da der Neoliberalismus Individuen so weit isoliert, dass er ihre Verbindung zu anderen leugnet, markiert er die soziale Realität angesichts seiner Verachtung für Kollektive als seinen Feind. In diesem Sinne ist es nachvollziehbar, dass neoliberale Regierungen *soziale Distanz* verordnen. Da das Virus jedoch physisch übertragen wird, sollte vielmehr eine Empfehlung für *physische Distanz* ausgesprochen werden. Man kann körperlich nah, aber sozial weit entfernt sein und umgekehrt. Die soziale Nähe setzt sich in verschiedenen Formen fort, allerdings hauptsächlich durch Kommunikationstechnologien wie FaceTime, Skype, Google Meet, Microsoft Teams, Webex und Zoom. Diejenigen, bei denen COVID-19 voll ausgeprägt ist, sind jedoch sowohl sozial als auch physisch distanziert. Unter Quarantäne gestellt, sind sie außer Sichtweite. Wenn sie so stark betroffen sind, dass sie nicht mehr kommunizieren können oder bewusstlos sind, sind sie auch sozial distanziert. Viele können nicht sprechen, und wenn sie auf COVID-19-Stationen in Krankenhäusern behandelt werden, sind sie von sterilen Stoffen umgeben und sediert, während Beatmungsschläuche ihnen das Atmen ermöglichen. Was sind sie anderes als passive Objekte der medizinischen Versorgung? Ihre Menschlichkeit wird in einem riesigen Netz radikaler Quarantäne ausgelöscht. Derart abgeschottet, sind sie unsichtbar, während viele den Auswirkungen der Krankheit erliegen – und aufhören zu atmen.

Für diejenigen, die die Pandemie nicht für einen Schwindel halten, lässt die drohende Atemnot Personen, die weder infiziert sind noch Symptome haben, beinahe als



Überlebende oder vom Glück Gesegnete erscheinen. Dieser Auffassung nach gelten die Erkrankten als gebrandmarkt oder, schlimmer noch, als verdammt. Die alten moralischen Erklärungsmuster gegen Infizierte werden leichter reproduziert, wenn die Mehrheit von ihnen zu historisch ausgestoßenen und vernachlässigten Gruppen gehört. Die Unsichtbarkeit der Krankheit wird auch von denen geteilt, die von ihr betroffen sind. Die Tatsache, dass sie nicht sichtbar gemacht wurde, fördert den Zweifel an ihrer Existenz. Dies geschieht leicht bei ideologisch Rechten, die bereits von ihrer Unverletzlichkeit überzeugt sind – sei es, weil sie an eine göttliche Macht wie Jesus an ihrer Seite glauben, oder weil sie annehmen, dass das System ihnen ein »Recht« auf alles, was sie wollen, einräumt, auch auf ihr Überleben. Im Frühjahr 2020 nahm diese Denkweise in den Vereinigten Staaten absurde Formen an, als rechte Pandemieleugnende auf vorbeugende Maßnahmen gegen Infektionen verzichteten, um sich den Luxus einer neuen Frisur sowie andere nicht notwendige Unternehmungen zu gönnen, und während der Wahlsaison an großen Superspreader-Veranstaltungen wie den Trump-Kundgebungen teilnahmen. Da diejenigen unter ihnen, die sich infizierten und starben, zur Kategorie der Quarantänetoten gehörten, wurden sie nicht wahrgenommen und ihr Ableben wurde somit von den anderen Fanatiker:innen nicht als real angesehen. Wie die Geschichte bereits unter der Präsidentschaft von Jair Bolsonaro in Brasilien und anderen von reaktionärer und rassistischer Politik geprägten Ländern gezeigt hat, sind die Menschen in den Vereinigten Staaten nicht die einzigen, die unter den Folgen einer böswilligen und inkompetenten Führung leiden.<sup>5</sup>

Das Leitmotiv all dieser Pandemien – Demokratie-



feindlichkeit, Kolonialismus, Rassismus und diese eine Krankheit – ist Unsichtbarkeit. Die beharrliche Ablehnung jeglicher Erscheinungsform ihrer Symptome, ob psychologisch oder ideologisch, nährt diese Pandemien der Unsichtbarkeit. Ich erinnere mich, wie wütend manche Leute reagierten, wenn ich auch nur erwähnte, dass ich an den Langzeitfolgen litt. Es scheint, als sei ein großer Teil der Menschheit zu der kindlichen Reaktion zurückgekehrt, den Kopf unter die Decke zu stecken, wenn sie ein Monster unter ihrem Bett wännen. Was würde das Monster dann tun? Verschwinden, weil es von einer *Decke* besiegt wurde? Natürlich sind bei solchem Verhalten auch psychoanalytische Elemente im Spiel. Die Augen zu schließen oder das Gesicht zu verdecken, ist ein heimliches Eingeständnis von Projektion. In jeder Verleugnung steckt eine Form von Verantwortung. Die Geschichte der Vereinigten Staaten und vieler anderer Länder, die von der Vorstellung einer weißen Vorherrschaft geprägt sind, lässt sich damit beschreiben, wie Kolonialismus, Rassismus sowie die versuchten und erfolgten Völkermorde an Indigenen Gruppen im nationalen Gedächtnis unter einer Decke versteckt wurden und werden. Diese Art der Verleugnung gehört zu den Fundamenten dieser Länder. Je mehr Todesopfer zu beklagen waren und je mehr die Öffentlichkeit von geförderten Pseudowissenschaften fehlinformiert und desinformiert wurde – viele Menschen begrüßten diese Falschinformationen wie eine Decke, in die sie sich hüllen konnten –, desto mehr Energie wurde benötigt, um sich von der Wahrheit zu distanzieren, sie zu verdrängen und zu unterdrücken. Die Alternativen dazu waren Implosion oder Explosion.

Der Mord an George Floyd fand nicht unter Quarantäne statt. Die ganze Welt wurde Zeuge dieses Mordes, der die



Realität eines Erstickungstodes sichtbar machte. Hätten sich die Zeug:innen wie Vertreter:innen des Rechts verhalten, die auf eine illegale und unmoralische Handlung – einen Mordversuch – reagierten, und die Polizei überwältigt, wäre Floyd noch am Leben. Da in den Vereinigten Staaten de facto nur Weiße das Recht haben, Bürger:innen zu verhaften, konnte das nicht geschehen. Es ist allgemein bekannt, dass eingreifende Passant:innen wegen Angriffs auf Polizeikräfte verhaftet oder, schlimmer noch, von der Polizei getötet werden können. Dank der damals siebzehnjährigen Darnella Frazier, die den schrecklichen Vorfall trotz polizeilicher Drohungen filmte, wurden viele Menschen auf der ganzen Welt Zeug:innen eines Vorfalls, der durch strukturelle Komplizenschaft, politische Unzulänglichkeit, Ungerechtigkeit und soziale Missstände ermöglicht wurde.<sup>6</sup> Floyds Ermordung steht sinnbildlich für das Versagen im Umgang mit diesen konvergierenden Pandemien. Die Polizei, so haben viele erkannt, ist strukturell für soziale Erstickung verantwortlich. Die Menschheit existierte fast dreihunderttausend Jahre lang ohne Polizeikräfte, und in Wahrheit – jenseits der Fantasievorstellungen von Kino, Fernsehen und literarischer Fiktion – brauchen die meisten Menschen die Polizei nur selten für etwas anderes, als um den Verkehr zu regeln oder eine Anzeige nach einem Auto-unfall oder Einbruch zu erstatten.<sup>7</sup> Es kommt selten vor, dass Menschen tatsächlich von ihr *beschützt* werden, noch seltener ist es, dass diejenigen, die ein Verbrechen begangen haben, ermittelt und vor Gericht gebracht werden. Die Menschheit kann sicher einen besseren Weg des Zusammenlebens finden, als einen so großen Teil unserer Wirtschaft in Kräfte umzuleiten, die, um die Notwendigkeit solcher Investitionen zu rechtfertigen, Gewalt und darüber



hinaus Verbrechen als deren faktische Verwalter produzieren. Die Gewalt der Polizei, die uns daran erinnert, was es heißt, keine Luft mehr zu bekommen, wird zum Sinnbild für diese konvergierenden Pandemien. Die Vermummten, die gegen sie auf die Straße gegangen sind, stellen die Bedeutung des Atems in den Vordergrund; ihre Proteste sind soziale Masken gegen eine Ansteckung.

Obwohl schwarzes Bewusstsein ein böses Erwachen ist, kann aus dieser Einsicht eine andere Art von Bewusstsein erwachsen: die Notwendigkeit, tätig zu werden und gegen Unterdrückung zu kämpfen. Diese Art von Bewusstsein, das Schwarze Bewusstsein, unterscheidet sich vom (klein geschriebenen) schwarzen Bewusstsein; es ist ein politisches Bewusstsein, das sich mit den erstickenden Widersprüchen anti-schwarzer Gesellschaften auseinandersetzt. Aus Angst, ihr negatives Ebenbild zu sehen, versuchen diese anti-schwarzen Gesellschaften häufig, ihre Spiegel zu zerbrechen. Die Unterdrückung dieses Bewusstseins erfordert nicht nur die Unterdrückung schwarzer Möglichkeiten, sondern auch des politischen Lebens. Anti-schwarze Gesellschaften sind daher grundsätzlich anti-politisch und anti-demokratisch – weil sie sich der Aufgabe verschrieben haben, Schwarzen den Zugang zur Staatsbürger:innenschaft zu verwehren – und kämpfen somit auch gegen ihre eigenen Mitglieder, die gegen die Entmachtung der Schwarzen kämpfen. Dieser Kampf offenbart eine gefürchtete Wahrheit der schwarzen Ermächtigung: Der Kampf gegen anti-schwarzen Rassismus ist letztlich ein Kampf *für* die Demokratie.

Die Menschheit muss weiterhin gegen anti-demokratische Kräfte kämpfen, denn – von Angriffen auf die Umwelt bis hin zu Angriffen auf Einrichtungen, durch die Menschen in einer menschlichen Welt leben können – alle müs-